



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Smyrna : ein Reiseziel auf der Orientfahrt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und es seinem Widersacher ausgeliefert. Der versteht es mit Vorrede und Nachwort, gibt ihm einen neuen Titel und befördert es, also glossiert und parodiert, zum Druck. Jetzt tun die Verleger gern Tür und Tore auf, und das arme Machwerk muß verstümmelt und von grausamen Händen aufgepußt an die Öffentlichkeit treten. Der ihm aber die Schmach angetan hat, bleibt im Dunkel der Anonymität, und der unglückliche Verfasser schlägt blind um sich und trifft solche, die ihm nie ein Leid zugefügt haben. „Ein großmütiger Löwe,“ so hat ein Zeitgenosse Biscows ihn genannt, und als Philippi durch eine Kette widriger Umstände seine Professur verlor, hat ihn ja auch Biscow unterstützt. Aber solange er Philippi gegenüberstand, wußte er nichts von Großmut und kannte nur das harte Recht des Stärkern.

Und endlich verdroß es ihn, daß der vielfach Besiegte sich noch so trotzig gebärdete, und er „beschloß, ihm den Rest zu geben.“

(Schluß folgt)



Smyrna

Ein Reiseziel auf der Orientfahrt



er Orient ist uns heute näher gerückt als Rom noch zu Cornelius Zeiten. Die Eisenbahn über Belgrad nach Stambul ist gar nicht einmal der bequemste Weg. Wer sorglos nach Ägypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, Konstantinopel, Athen reisen, wer zugleich die Annehmlichkeiten einer Seefahrt auf dem Mittelmeer genießen will, der mache eine Orientfahrt der Hamburger oder der Bremer Schnelldampfer mit. Will er gründlich die Zauberwelt studieren, wo aus dem Ruinenschutt der ältesten Kulturen endlich wieder neues Leben, hervorgerufen durch den Verkehr unsrer Zeit, spricht, so muß er es natürlich anders anfangen. Aber vielleicht schmachtet er in den Ketten der Berufsarbeit und freut sich, wenn er die Ziele so mancher sehnsüchtigen Träume wenigstens in eiligem Fluge einmal sehen kann. Er wird ehrfürchtig an den Pyramiden, den stummen Zeugen einer sechstausendjährigen Kultur, weilen und mit Staunen die wieder gehobnen Schätze altägyptischer Kunst im Museum zu Kairo bewundern. Er wird in der Grabeskirche zu Jerusalem gepackt sein von der naiven Inbrunst, mit der dort Scharen von Gläubigen einen uralten Kultus fortsetzen. Er wird, an den verschlafnen Städtchen der phönizischen Küste vorbeifahrend, der Zeit gedenken, wo hier der Welthandel seinen Hauptsitz hatte, und auf der „geraden Straße“ von Damaskus des Apostels gedenken, der von hier aus die Welt revolutioniert hat. An Kleasiens Küsten und zwischen den Inseln entlang fahrend wird er mit Trauer den tiefen und zunächst unheilbaren Verfall gewahren, den die Landeskultur hier mehr noch durch die vollständige Entwaldung als durch das Türkenregiment erlitten hat. Die Vertilgung des Baum-

wuchses auf den Bergen hat alle geneigten Ebenen von Ackerfrume befreit und auch die einst von Ulbäumen und Reben, von Getreidefeldern und Weiden trotzenden Ebenen ausgedörrt.

Wohl hat auch die bleierne Last des Islams ihren hohen Anteil an der Schuld für diese Vernichtung. Sie drückt die Keime nieder, die hoffnungsvoll aufsprießen möchten. Und wenn das heutige Hellenentum, worin man leider die Nachkommenschaft von Perikles, Phidias und Epaminondas so wenig wiederfinden kann, eine verzweifelte Anstrengung macht, das Joch der mongolischen Muselmanen abzuschütteln, so wird es mit Untergang bedroht, wie die Armenier. Auch die asiatischen Griechen haben das unter furchtbaren Opfern erfahren. In ihren Herzen, namentlich bei den Städtern, wacht natürlich ein äußerst reger Irredentismus. Doch sie sind klug genug, ihn nicht hervortreten zu lassen. Die Chier waren so unbesonnen, sich gleich im Anfang des griechischen Freiheitskampfes dem Aufruhr anzuschließen; sie büßten es 1822 auf grausame Art; die Türken mordeten beinahe die ganze Bevölkerung der Insel, mehr als hunderttausend Menschen, und noch heute ist kein Gedanke daran, Chios dem türkischen Reiche zu entreißen. Wenn Kreta sein Ziel beinahe erreicht hat, so sind mit ihm die Verhältnisse der kleinasiatischen Griechen nicht zu vergleichen. Denn ihre Städte gehören dem Festlande an und sind rings herum von Dörfern umgeben, die ganz überwiegend türkisch sind, und von denen man sie nicht ablösen kann. Allerdings hat Smyrna eine größere griechische Bevölkerung als irgend eine andre Stadt, allein Konstantinopel und neuerdings Athen ausgenommen. Es hat unter seinen zweihunderttausend Einwohnern hunderttausend Griechen, d. h. beinahe so viel wie die ganze Bevölkerung der griechischen Hauptstadt (111000). An geistigem Einfluß soll es sogar das Griechentum von Stambul hinter sich lassen und hierin nur Athen nachstehn. Dieses wird von Smyrna übertroffen. Das ganze türkische Reich hat außer der Hauptstadt kein Gemeinwesen von derselben Größe wie Smyrna. Seine Eisenbahnverbindungen nach dem Innern Kleinasiens heben seinen Handel, sein ganzes Gedeihen immer mehr. Die Eröffnung der Dampfschiffahrt ist schon weit älter, aber seitdem Hamburger und Bremer Salondampfer von der Heimat wie auch von Nordamerika aus wohlvorbereitete Vergnügungsfahrten nach dem Orient unternehmen, rückt auch Smyrna in den Bereich der Ausflüge. Es kann sich freilich an Sehenswürdigkeit mit Kairo, Jerusalem, Konstantinopel, Athen nicht messen, aber verdienen denn nur gerade die höchsten Gipfel erstiegen zu werden? Ist nicht auf halber Höhe manchmal des Sehenswerten genug?

Troja und Pergamon haben in ihrem Boden der Nachwelt kostbare Schätze aufbewahrt. In Smyrna sollte man zu allererst ein geistiges Amphitheater betreten und seinen Blick rückwärts schweifen lassen. Das ganze blühende Leben des kleinasiatischen Griechentums ist bis auf diese eine Stadt und eine überall verbreitete aber nirgends bedeutende Diaspora verschwunden. Vor dem Glanze Athens, der erst mit der Besiegung der Perser voll zu strahlen begann, standen die Griechenstädte der kleinasiatischen Küste keiner Mitbewerberin nach, wahrscheinlich vielen voran. In Handel und Schifffahrt lag hier die Quintessenz

der griechischen Tatkraft, nicht etwa in Korinth und Athen und noch viel weniger in Sparta und Theben. Schon um 600 v. Chr. gründete Phokaia Marseille, dessen Handel es jahrhundertlang monopolisierte. Von Milet aus wurden etwa um dieselbe Zeit die meisten Kolonien am Schwarzen Meere gegründet, und ebenfalls behauptete die Stadt den Alleinhandel, bis Athens Seemacht dem ein Ende machte. Die Jonier standen allen voran. Die mittlere kleinasiatische Westküste gehörte ihrem Stamme, die berühmtesten Städte waren ihre Gründungen, darunter Phokaia, Smyrna, Klazomenai, Kolophon, Ephesus, Priene, Milet. Dem gegenüber hatten die nördlich bis zum Hellespont wohnenden Kolier und die südlich bis nach Lykien hin die Küste beherrschenden Dorer keine ebenso bedeutenden Namen aufzuweisen. Sie waren mehr Ackerbauer, die Jonier mehr Kaufleute, Schiffer, Industrielle, kurzum mehr Städter, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß selten die Kolonisten einem einzigen Stamme angehörten. „Die Vereinigung verschiedner Stämme zu einer Gründung, so sagt Curtius, trug wesentlich zum Gedeihen derselben bei, und die Geschichte von Sybaris und Kroton, von Syrakus und Akragas beweist, welch einen Erfolg es hatte, wenn achaischer Heldensinn und dorische Energie sich mit dem beweglichen Charakter einer jonischen Menge vereinigte. Die Griechen vereinigten in sich wie kein andres Volk einen unersättlichen Trieb, in die Ferne zu dringen, mit der treuesten Heimatliebe. Wohin sie kamen, brachten sie ihre Heimat mit. Feuer, am Stadtherde entzündet, Bilder der angestammten Gottheiten, Priester und Seher aus den alten Geschlechtern begleiteten die ausziehenden Bürger. Nicht der Boden und das Gemäuer darauf machten nach griechischer Vorstellung die Stadt aus, sondern die Bürger. Wo also Milesier wohnten, da war ein Milet. Die Kolonien, so sagt der große Künstler der Darstellung griechischer Geschichte, haben das überfüllte Griechenland gerettet.“

Von dieser kleinasiatischen Herrlichkeit ist wenig übrig geblieben. Die Säulendächer der Tempel, die Theater, die klassischen Bildwerke, die festen Stadtmauern, die hochragenden Akropolen sind ganz verschwunden oder höchstens noch in dürftigen Fundamenten vorhanden. Die Märkte, wo man sie noch erkennen kann, sind ohne Leben, die Häfen und Keeden ohne Schiffe, die Wohnhäuser sind nicht mehr, Ziegen suchen sich eine dürftige Nahrung, wo einst Philosophen, Künstler, Staatsmänner ihre Gedanken austauschten, und wo Helden den Ansturm von Barbaren abwehrten. Von allen Städten, die wir genannt haben, und von vielen andern unerwähnt gebliebenen ist nur noch Smyrna in lebendiger Blüte: ein einziges noch gedeihendes Reis von dem einst mit mächtiger Krone weithin ausgreifenden Baume. Der Handel hat seine Stätten verlassen und Pfade aufgesucht, von denen sich ein Herodot oder ein Aristoteles nichts träumen ließ. Mit der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien verödete das östliche Becken des Mittelmeers immer mehr. Wenn nun auch der Suezkanal hier eine neue, vielbefahrne Straße geschaffen hat, so hat doch der Verkehr die ganze griechische Welt kaum berührt. Die Handelsflotten sind nicht mehr in den Händen der Phönizier und der Griechen, sondern der Briten, der Deutschen, der Norweger und der Amerikaner. Das war ein Verhängnis der

Weltentwicklung, das die Nachkommen der Keryesbesieger nicht abwenden konnten. Auf ihre eignen politischen Verfehlungen, auf die geistige Verküchlerung, die sich seit dem Siege der Römer und noch mehr seit der Alleinherrschaft des Christentums über das Griechentum legte, wollen wir nicht eingehn. Folgten diesen Verfehlungen doch alsbald wieder furchtbare Schicksalswendungen, die die Griechen wehrlos über sich ergehen lassen mußten: der Siegeszug des Islams, die Invasion der Türken, die verwüstenden Einfälle der Mongolen bis nach Vorderasien hinein.

Aber einen Fluch haben sie sich selbst bereitet, wie alle Mittelmeervölker: die Entwaldung ihrer Gebirge. Sie kannten die furchtbaren Folgen nicht. Mit der Abholzung der Berge starb das engmaschige Wurzelgeflecht ab, das die weiche, schwammartige Krume auf den Bergen festhielt und das in den warmen Ländern vollends unschätzbare Maß der Regenzeit bis in den Sommer hinein bewahrte. Das weiche Erdlager auf den Abhängen rutschte hinunter, die nackten, unfruchtbaren Felsen kamen zum Vorschein, und oft genug überschüttete ein steiniger Detritus die üppigsten Täler. Die Küste Griechenlands wie die Kleinasien ist heute kahl und felsig, die Inseln sind es auch. Die prächtigen Waldungen von Oliven, Eichen, Zypressen und Fichten sind verschwunden. Heute fände Athen nicht mehr das Bauholz zu einer Flotte, wenn es auch alle seine Besitzungen zur Zeit des Perikles abjuchen wollte. Die Regengüsse können nicht mehr in den Boden einsickern, die Fluten strömen rasch in den Wasserrinnen zusammen, rauschen zum Meere hinab, und alles ist wieder trocken. Das hat auch die Fruchtbarkeit in dem niedrigeren Gelände stark vermindert; die Wasserleitungen und Berieselungen versagen den Dienst. Wo aber das Wasser noch hinkommt, wo es bis zur Ernte einigermaßen vorhält, da ist auch heute noch der alte Segen der Demeter wie zur Zeit der eleusischen Feste. Korn und Viehweiden gedeihen, und die Kelter liefert reiche Mengen von Wein; sogar bis hoch ins Gebirge hinauf sieht man Nebenkultur, auf dem Libanon zum Beispiel bis etwa 1300 Meter über dem Meere; wäre die Behandlung des Weins nur besser, so würde er dem Westeuropäer schon munden, aber das versteht man im Orient nicht. Die Muhammedaner bauen ebenfalls viele Neben, obgleich sie keinen Wein trinken; sie trocknen die Beeren zu Rosinen; gerade die jetzt so allgemein beliebten kernlosen kleinen Rosinen, die die alten kernreichen Alicante- und Valenciarosinen völlig aus dem Felde geschlagen haben, kommen von Smyrna. Viele Kulturen sind in Kleinasien eingezogen, von denen das Altertum wenig oder keine Kenntnis hatte: die der Zitronen und der Drangen, des Maulbeerbaums mit dem Seidenwurm, der Baumwolle.

Wo in den nicht ganz wasserarmen Gegenden nur eine Verkehrsgelegenheit geschaffen wird, da blüht die Bodenkultur rasch wieder auf. Der Bauer kann seine Erzeugnisse wieder verwerten, er gewinnt allmählich etwas Kapital, mit dem er intensiver wirtschaften kann, und er hat wieder Vertrauen zur Verwaltung und zur Rechtspflege. Solange das Innere des Landes von der Hauptstadt ganz abgeschnitten ist, können sich Pascha und Rabi und ihre untergeordneten Organe jede Erpressung erlauben. Wenn aber höhere Gewalt rasch herbeieilen kann, stehn auch sie in Zucht. Das Land in der Nähe der ana-

tolischen Eisenbahnen zeigt, wie schnell diese Umstände der Kultur und dem Wohlstande zugute kommen.

Smyrna war an der kleinasiatischen Westküste die einzige Handelsstadt geblieben, ausreichend, den geringen Güterumsatz mit der Außenwelt zu vollziehen, den die Zerstörungen des spätern Altertums und des Islams übrig gelassen hatten. Schon vor der Erbauung von Eisenbahnen begann es wieder aufzuleben. Als einzige Besitzerin eines nennenswerten Verkehrs wandten sich die ersten Versuche mit Eisenbahnbauten in diesen Gegenden ihr zu. Schon 1856 erbaute eine englische Gesellschaft einen Schienenweg südostwärts nahe an der Stätte des alten Ephesus vorbei nach Midin, von wo er später unter Erbauung einiger Zweiglinien ostwärts nach Diner im südlichen Phrygien weiter geführt wurde. Eine andre englische Gesellschaft erbaute 1863 bis 1866 eine Bahn über das alte Magnesia nach Kassaba, die die Türken 1892 nach Afium-Karahissar (heute einer Station der anatolischen Eisenbahn an der Strecke nach Konia) ausbauten, und die inzwischen schon eine Zweigbahn von Magnesia (Manissa) nordwärts nach Soma erhalten hatte. Damit ist Smyrna die Mitte eines Eisenbahnnetzes geworden, das das ganze alte Lydien durchzieht, auch dessen alte Hauptstadt Sardes berührt. Das Tal des alten Hermos ist dadurch dem Verkehr erschlossen worden und hat etwas von seinem frühern Wohlstand wieder erlangt. Smyrna ist darüber zu einer Handelsstadt von 200 000 Einwohnern geworden, die von vielen Dampfern unter englischer, österreichisch-ungarischer, italienischer, französischer, russischer Flagge besucht wird, auch die der Hamburger Levantelinie und der Bremer Argolinie nicht zu vergessen. Es hat einen von einer französischen Gesellschaft erbauten künstlichen Hafen ohne unmittelbare Verbindung mit der Eisenbahn und an andrer Stelle, wo die Eisenbahn endet, eine Mole, an der kleinere Schiffe unmittelbar mit der Eisenbahn in Verbindung treten können. Seine Einfuhr und Ausfuhr zur See zusammengerechnet belaufen sich jährlich auf etwa 160 Millionen Mark, das ist, um einen Maßstab zu geben, etwa ein Achtel des Seeverkehrs von Bremen.

Die Einfahrt nach Smyrna ist prächtig. Die Westküste von Kleinasien ist schärenartig kraus. Am Ostende einer ihrer am tiefsten eingeschnittenen Buchten, dem etwa fünfundfünfzig Kilometer langen Golf von Smyrna, liegt die Stadt. Vor dem südlichen Vorsprung des Landes liegt die Insel Chios; der Nordseite, die weniger als Landzunge ausgebildet ist, ist die Insel Mytilene (Lesbos) vorgelagert. Die Entwaldung hat hier überall eine reine Berglinie geschaffen; es fehlt die weiche, ausgleichende Ausfüllung durch den Baumwuchs. Für das Auge des Liebhabers klassischer Landschaft sind die Formen wundervoll; was geht ihn die wirtschaftliche Schädigung an? Man steht auf der Brücke des neuzeitlichen Salondampfers und denkt der Zeiten, wo in diesen Gewässern die Phönizier im Solde der Perserkönige mit den griechischen Trieren kämpften, bei Milet siegten und bei Mykale vernichtet wurden. Grau schimmern heute die Berge, hier und da ein Olivenwäldchen tragend, etwas höher hinauf klettern auch vereinzelt Pinien. Die Vegetation ist etwas reicher als an den meisten dieser Küsten. Am Fuße der Berge sieht man Felder, Gärten, verschlafne Dörfer, je näher man der Stadt kommt, desto mehr auch Villen der wohlhabenden Smyrnioten.

Smyrna selbst, die Stadt im eigentlichsten Sinne, imponiert nicht sehr. Sie liegt ziemlich eben an einer geraden Uferlinie. Der terrassenförmige Aufbau, den man an vielen Mittelmeerstädten bewundert, zum Beispiel an Genua, Neapel, Beirut, Jaffa, Konstantinopel, fehlt hier. Aber rechts und links die edeln Gebirgszüge, das blaue Meer mit dem Hafen voller Segelschiffe (meist mit den malerischen lateinischen Segeln) und qualmender Dampfer, und weit im Bogen darüber ausgespannt der südliche Himmel in seinem satten Blau, bedeckt mit einem zerstreut segelnden Geschwader weißer Wölkchen — alles das ist doch ein berückender Anblick. Betritt man die Stadt, so findet man von ihrer großen Vergangenheit zunächst nichts. Im Altertum hat sie im Vergleich zu Milet, Ephesus, Phokaia eine bescheidne Rolle gespielt. Gerade das große Zeitalter fiel für sie aus. Das ältere Smyrna, das etwas nördlich von dem spätern und heutigen lag, war keine jonische sondern eine äolische Gründung, die schon um das Jahr 1000 geschehen sein mag. Es wurde von der jonischen Nachbarstadt Kolophon um 700 unterworfen und in den jonischen Bund gedrängt, jedoch von dem Lyderkönig Alyattes, einem Zeitgenossen des Kyaxares und des Philosophen Thales, um 580 erobert und zerstört. Es muß im Altertum einen poetischen Nimbus gehabt haben, denn unter den vielen Städten, die die Ehre der Geburtsstätte des Homer in Anspruch nahmen, fand man, habe Smyrna den bestbegründeten Anspruch. Von diesem ältesten Smyrna zeugen heute nur noch einige kyklopische Mauerreste. Von 580 bis etwa 300, gerade als die übrigen jonischen Städte am prächtigsten blühten, war die Stadt ausgetilgt. Erst nach Alexanders Siegeszug entstand sie von neuem; nun kam ihr der Vorteil der tief ins Land vorgeschobnen Lage zugute. Der Name Neusmyrna führt leicht irre. Was man so nennt, gehört der Diadochenzeit an und markiert sich heute noch durch ein Stadion und ein altes Theater, die beide natürlich nur noch in ihren Grundzügen erkennbar sind, einen Askulaptempel, von dem dasselbe gilt, und einer Akropolis, die im Laufe der Zeiten mehrfach umgebaut ist, sodaß sie ihren ursprünglichen Charakter ziemlich verloren hat. Diese Burg legten die alten Griechen ihrer Gewohnheit getreu auf einem isolierten, nicht zu hohen Berg an, der im Notfall Raum für die Unterkunft der Bürgerschaft bieten, von dieser aber auch wirksam verteidigt werden konnte. Aus dieser Zeit sind nur noch die Fundamente der Mauern vorhanden. Die höhern Teile mögen durch ein Erdbeben vom Jahre 178 zerstört sein, doch lebte die Stadt unter dem milden Zepher Mark Aurels wieder auf. Es entstand eine riesige gewölbte Zisternenanlage, die jedoch vielleicht nicht älter als die byzantinische Herrschaft ist. Auch diese Bauten gingen wieder zugrunde — wann, das weiß man nicht. Im Mittelalter wechselte die Stadt mehrfach die Herrschaft. Genuesen bauten die Akropolis zu einer Festung um, von der der größte Teil der noch stehenden Mauern herrührt. Die Johanniter von Rhodos besaßen sie von 1344 bis 1402, dann erlag sie der furchtbarsten Gottesgeißel, die jemals über Vorderasien geschwungen ist, dem Sturm der Mongolen. Daß sie sich auch aus dieser Zerstörung wieder erholen konnte, ist ein glänzendes Zeichen für die natürlichen Vorzüge der Örtlichkeit, namentlich da Erdbeben und Pest auch noch ihre verderblichen Einflüsse geltend machten. Die Überreste von

Bauten einer großen Vergangenheit sind freilich allesamt verschwunden. Mehr als die Erdbeben mögen aber die Kalklöfen alles verschlungen haben, was einst des Künstlers Hand aus Marmor bildete: die Statuen von unbeschreiblichem Ebenmaß, die Säulen und Architrave wie die Stufen des Theaters.

Vom Mittelalter ist kaum etwas erhalten als die Umfassungsmauern der Burg, der Akropolis des Altertums. Sie sind von ansehnlicher Ausdehnung, aber ohne archäologisches Interesse. Wundervoll ist dagegen der Blick von ihrer Höhe nach Westen über die ansehnliche Stadt mit ihrem von segelbespannten Masten, von qualmenden Schornsteinen belebten Hafen, eingerahmt von Gebirgszügen mit edeln Linien. Über ihr breitet sich der blaue Himmel aus, der Griechenland und Kleinasien so glücklich auszeichnet. „Und die Sonne Homers, siehe, sie leuchtet auch uns,“ wo hätte man mehr Veranlassung, sich dessen dankbar zu erinnern als hier, wo der sagenhafte Dichter am Ufer des Menesbaches seine Kinderzeit verlebt haben soll! Nach Nordosten zu bildet das sagenberühmte Sipylosgebirge die Grenze unsers Ausblicks; jenseits davon, nicht fern, liegt Magnesia. Nach Osten zu dehnt sich ein weites muschelförmiges Becken, das in vortrefflicher Bodenkultur steht. Saaten und Gemüsegelder bedecken den Boden, Oliven-, Feigen-, Maulbeer- und Obstbäume ragen aus dem gesättigten Grün hervor, der zartgraue Schimmer der Oliven mildert die Frische des Kolorits. Man sieht wieder einmal, welchen Reichtum die Natur hier entfalten kann, wenn nur einigermaßen ausreichendes Wasser da ist. Es ist mehr Baumwuchs auf den Bergen als gewöhnlich in diesen Gegenden, und das begünstigt sichtlich die Üppigkeit. Prachtvoll wirken die dichten schwarzgrünen Zypressenwälder, wo die Muhammedaner ihre Toten bestatten. Nach Osten geht eine uralte Straße auf Sardes zu, die den Sipylos links liegen läßt und schon bei Kassala das Hermostal und die Eisenbahn nach Afium-Karahissar erreicht. In frühern Zeiten, vor Eröffnung des Schienenweges, gingen hier die Karawanen ins Innere des Landes. Noch heute heißt eine Brücke über den Menesbach die Karawanenbrücke. Der eigentliche Verkehr ist auf die Eisenbahn übergegangen, doch sieht man, aus dem Gelände und der nähern Umgegend kommen noch manche Kamelzüge, die den orientalischen Charakter der ganzen Szenerie wesentlich erhöhen. Man hat hier ein Bastardkamel, das vom afrikanischen Dromedar die Einhöckrigkeit, vom zentralasiatischen Trampeltier die lange Behaarung hat, ein starkknochiges, leistungsfähiges Tier.

Kaffeegärten mit griechischen, armenischen und türkischen Inschriften laden zum Besuch ein. Die Lauben, die Bänke und Tischchen im Freien erinnern an unsre Vorortwirtschaften. Wendet man aber den Blick auf die antike Wasserleitung, so ist man heimatlichen Vorstellungen bald entrückt. In kühner Konstruktion, drei Bogenreihen übereinander und auch in ihrem Grundriß einen Bogen beschreibend setzt sie über das Tal. Und was das merkwürdigste ist: sie ist noch in Betrieb. Zwischen den Fugen der Quadern fickert das Wasser heraus; das belebende Maß hat das alte Gemäuer mit einem höchst malerischen Behang von Algen und Schlingpflanzen überzogen.

In der Stadt herrscht der griechische Charakter durchaus vor. Die allgemeine Tracht der Männer ist die europäische, jedoch mit dem Fes als Kopf-

bedeckung; auch die Türken, die etwa den vierten bis fünften Teil der Bevölkerung ausmachen, gehn so. Turbane sind äußerst selten, auch verschleierte Frauen sieht man wenig. Weitans die meisten Inschriften an den Straßen sind griechisch. Der Handel liegt vorwiegend in den Händen der Griechen, obwohl auch Juden zahlreich sind. Sie werden auf fünfzehn- bis zwanzigtausend geschätzt, die Armenier auf achttausend, die Anhänger der römisch-katholischen Kirche, meist Italiener und Österreicher, auf zehntausend. An einer protestantischen Mission fehlt es natürlich nicht. Moscheen sind sehr zahlreich, ihre Minarete treten aber nicht so hervor, daß sie der Stadt den besondern orientalischen Reiz verleihen könnten, den man zum Beispiel in Kairo, Damaskus, Konstantinopel so ausgesprochen findet. Auch die Basare verraten mehr europäischen Handel als die in Kairo und Damaskus, obwohl man auch hier nachgemachte orientalische Raritäten, Pistolen, afghanische Gewehre, persische Dolche usw. in Menge trifft. Die Smyrnaer Teppiche werden nicht so sehr in der Stadt fabriziert als weiter landeinwärts, wobei ein spezifisches Rohmaterial eine große Rolle spielt. Der Teppichhandel ist außerordentlich in Schwung; wenn man auch von vornherein sagt, daß man nicht kaufen will, so zeigen einem die Händler doch mit großer Dienstbeflissenheit die schönsten großen Smyrna-teppiche wie die kleinen kostbaren seidnen Perser und die ebenfalls sehr teuern Bokharateppiche. Der Verbrauch des Orients an Teppichen für Moscheen, Prunkzimmer der Wohlhabenden, neuerdings auch für Hotels und Cafés ist enorm. Sonst ist doch der Reichtum dieser Gegenden wahrlich nicht so groß, daß man sich solche Verschwendung leicht erklären könnte. Industrie und Handwerk sind in Smyrna nur dürftig. Kairo steht in dieser Beziehung weit höher. Dort sieht man im eigentlich arabischen Viertel in vielen Dutzenden von Straßen eine Werkstatt neben der andern. In einigen Straßen wohnen zum Beispiel nur Schuster, die nur rote Saffianpantöffelchen machen. Dort sind die Gewerke noch vielfach so an die Straßen gebunden wie bei uns im Mittelalter, und wie es im frühesten Altertum in Babylon gewesen sein mag, als dessen Gewebe und Geschmeide, Waffen und Geräte von den Phöniziern nach allen Mittelmeerländern vertrieben wurden. Smyrna scheint nur für seinen eignen Bedarf und den seiner allernächsten Umgegend zu arbeiten. Darum sind denn auch alle Basare voll von europäischen Artikeln, und sogar Teppiche führt man in gewissen Sorten aus England und aus Deutschland ein. Was soll man von Smyrna sagen, wenn man im abgelegnen Damaskus Artikel, die die europäische Großindustrie billig herstellen kann, nur als europäisches Erzeugnis sieht. Die Damaszenerklingen werden nicht mehr in Damaskus gemacht, und in den feinsten Beduinenzelten trägt man Baumwollzeuge, die in Manchester gewebt sind, und kleidet sich in bunte Stoffe, die in Elberfeld oder in Barmen gefärbt sind — von schwedischen Bündhölzern, deutschen Petroleumlampen, Hinterladern ganz zu schweigen. Ganz vorsichtig streckt auch die Industrie ihre Fühlhörner aus. Die Wasserkraft des Menes treibt einige große Mühlen. Einige Gießereien und Maschinenfabriken haben auf Grund des örtlichen Bedarfs bestehen können.

Daß Smyrna weniger orientalisches ist als Kairo, Jerusalem, Damaskus,

hat den großen Vorteil, daß es reinlicher ist. Immer noch gibt es Schmutz genug, und das Pflaster quält Mensch und Pferd, aber es ist doch ideal im Vergleich zu dem, was Konstantinopel und gar sein asiatisches Gegenüber, Skutari, der Welt zu bieten wagen.

Das Wohnen in Landhäusern hat auch hier mit zunehmender Landes-sicherheit rasch um sich gegriffen. Wo auf den nahen Bergen ein Wässerchen herabrieselt, da wird es aufgefangen, damit es den Boden für Garten und Flur trinkt. Dunkle Zypressen verkünden schon von ferne dem nahenden Wanderer das gepflegte Land. Obstbäume, Oliven, Maulbeerbäume gesellen sich hinzu. Unter ihren Zweigen entfaltet sich ein köstlicher Flor von Rosen, Oleander, Margariten, Rosmarin, Narzissen. Die Hecken sind, was man schon auf Korsika, in Neapel und auf Sizilien so viel sieht, aus stacheligem Duntientaktus gebildet. Unter den wilden Blumen behaupten im Frühling prachtvolle dunkelrote Anemonen den ersten Platz. Kleine Fährdampfer oder Lokalzüge der Eisenbahnen bringen Morgens die Geschäftsleute aus ihren Villen in die Stadt und Abends wieder zurück; auch die Bauern mit vortrefflichem Gemüse sieht man diese neuzeitlichen Verkehrsmittel an der Geburtsstätte Homers benutzen. So bedeckt sich das Gelände um Smyrna herum immer mehr mit blühenden Vororten.

Die Stätte einer schon im Altertum so hohen Kultur bietet natürlich, wenn auch nicht in der Stadt selbst, so doch in der Umgegend manche Überbleibsel, die den Erdbeben wie der Zerstörung durch Krieg und Glaubensfanatismus getrotzt haben. Dabei grassiert ebenso natürlich die Liebhaberei, solchen Ruinen prunkvolle Namen aus der Geschichte und der Sage beizulegen. Das ärgste, was Leichtgläubigen zu bieten gewagt wird, ist wohl „Rahels Grab“ zwischen Jerusalem und Bethlehem: eine muhammedanische Kubba. Bei Smyrna, am Siphos, über der Nachbarstadt Cordelio zeigt man das „Grab des Tantalus.“ Immerhin ist dieses ein uraltes Grab, denn es ist mit einem Scheingewölbe nach mykenischer Art bedeckt. Welcher Held oder König dort auch seine ewige Ruhestätte gefunden haben mag, heute ist es ein romantischer Punkt zwischen Felsen; der Weg dahin bietet wunderherrliche Ausblicke über Meer und Land.

In größeren Entfernungen liegen Ephesos, Magnesia, Sardes, Pergamos. Leicht zu erreichen auf einer durch wechselreiche Ausblicke ausgezeichneten Bergbahn ist das 77 Kilometer entfernt liegende Ephesos. Einst lag sein Hafen nur eine Viertelstunde vor dem Tore. Seitdem hat der Kaisertrös Massen von Schlamm und Erde von den entwaldeten Bergen ins Meer gewälzt und den Saum der Küste um vier Kilometer weiter hinausgeschoben und leider kein bewohnbares Land, sondern einen Fiebersumpf gebildet. Wie eine Niobe trauernd um vergangnes Glück, so liegt die Akropolis da. Von dem berühmten Tempel der Artemis, der den Parthenon um das Dreifache übertroffen haben soll, von Theater, Odeion, Stadion, Gymnasium und Markt sind nur noch die Fundamente oder gar nur die Linien im Boden zu erkennen. Die Ruinen einer über Bogen geführten Wasserleitung erinnern an die römische Campagna. Aus spät-römischer Zeit hat sich ein zweites Gymnasium etwas besser erhalten; es stehn

noch vier Granitsäulen. Die Mauern der Akropolis haben mittelalterliche Zinnen. Die Goten waren die ersten Zerstörer, die hier eindrangen, doch fiel ihnen (263 n. Chr.) nur das Artemision zum Opfer. Erst im dreizehnten Jahrhundert wurde durch die Türken dem mehr als zweitausendjährigen Dasein der zuletzt freilich schon immer mehr verfallenden Stadt ein Ende gemacht.

Etwas weiter südlich locken die aus der Verschüttung wiedererstandnen Ruinen einer andern jonischen Stadt: Priene. Nicht nur Bergamos bedeutet den Ruhm Humanns, auch Priene verkündet ihn. Die Engländer hatten hier 1765 und 1868 sehr unvollständige Ausgrabungen vorgenommen. Humann, von Milet kommend, erkannte, daß noch große Schätze zu heben seien, und leitete die Sache ein. Nach seinem allzu frühen Tode übernahmen Dr. Wiegand und Dr. Schrader die Ausgrabungen und erreichten Großes. Sie legten den ganzen Stadtplan bloß; es kam eine überraschend regelmäßig gebaute Stadt zutage. Die Baumeister waren mit geradlinigen Straßen rücksichtslos über die starken Unebenheiten des Bodens hinweggegangen. Ein Athenetempel von je elf Säulen an den Langseiten und je einer an den Kurzseiten lag auf einem erhöhten Punkte. Säulenhallen hatten den Platz auf drei Seiten umgeben, in ihrer Mitte einen großen Altar umschließend. Daran hatte sich ein Tempel des Asklepios geschlossen, der im jonischen Stil die Merkwürdigkeit zeigte, daß der Fries fehlte, der Architrav also unmittelbar auf den Säulen lagerte. Das Areal der Stadt war nicht groß, doch fand man ein Prytaneion, das Rathaus, und daneben einen rechteckigen, mit Sitzreihen bedeckten Platz für Volksversammlungen, endlich aber ein stattliches Theater mit halbrundem Zuschauerraum, wie es „von ähnlich guter Erhaltung . . . in keinem der vielen griechischen Theater, welche in den letzten Jahrzehnten aufgedeckt sind, sich gefunden hat.“ Jetzt ist alles wieder bloßgelegt, und man kann sich wieder hineinversetzen in die Zeit, wo die Dramen der großen athenischen Tragiker auch hier die Herzen erschütterten. Himmel und Gebirge, die Ebene des Mäander und das ferne blaue Meer sind dieselben wie im klassischen Altertum. Aber was Menschenhand errichtet hatte, haben Erdbeben und langsame Verwitterung im Verein mit Menschenhand zerstört. Nur die Sitzreihen, die Bühne, die Orchestra, zehn Halbsäulen, meist ohne Kapitäl und Architrav, zeugen noch von verschwundner Pracht.

Auch das einst weit berühmtere Milet, etwas weiter südlich liegend, hat Dr. Wiegand bloßlegen können. Diese blühendste der jonischen Städte lag auf einer Landzunge weit ins Meer hinausgeschoben. Seine vier Häfen wimmelten von Schiffen. Born an der Landspitze lagen zwei mächtige Marmorlöwen, deren Trümmer noch vorhanden sind. Aber das Meer hat sich um elf Kilometer zurückgezogen. Der Mäander hat von den entwaldeten Bergen so viel Schutt heruntergewälzt, daß Poseidon, der Schutzzott der Milesier, den Rücken wenden mußte. Aus den riesigen Dimensionen des Forums — es ist größer als das römische — kann man ahnen, wie hier der Handel geblüht haben muß. Das Rathaus (Buleuterion) hat man in seinem Unterbau vollständig bloßgelegt; es imponiert ebenfalls durch seine Größe. Mit Handel und Politik ging die Kunst Hand in Hand: auch das Theater entsprach durch seine Größe jenen Anlagen, es muß nicht nur den Milesiern, sondern Tausenden von Gästen

Raum geboten haben. Jetzt liegt an der Stätte dieser Herrlichkeit ein elendes türkisches Dorf; Fieberdünste wehren heute die bessere Besiedlung. Milet ist ausgestorben.

Mit der von Smyrna nach Norden und dann nach Osten (nach Afium-Karahissar) gerichteten Eisenbahn gelangt man leicht nach Manissa, dem Magnesia ad Sipylum der Alten. Die Entfernung beträgt nur 66 Kilometer. Man fährt um den Sipylos links herum und kommt bald in das fruchtbare Tal des ansehnlichen Flusses Hermos, das mit Getreide, Oliven, Feigen, Tabak und Baumwolle trefflich angebaut ist. Magnesia war die alte Hauptstadt Lydiens, keine griechische Gründung, aber schon frühzeitig gänzlich gräzisiert. Hier schlugen die beiden Scipionen Antiochus den Großen, ein Sieg, mit dem die Römer in Asien entscheidend Fuß faßten. Die Stadt hat während des Mittelalters unter verschiedenen Schicksalen ihr Dasein behauptet und ist heute von fünfzig- bis sechzigtausend Seelen bewohnt, unter denen die Griechen nur eine kleine Minderheit sind. Daß eine solche Stadt hier gedeihen kann, daß trotz aller Mißwirtschaft der Landbau immer wieder auslebt, ist ein lebendiges Zeichen für die wunderbare Fruchtbarkeit der Gegend. Frühes Altertum und neue Belebung durch die Errungenschaften unsrer Zeit reichen sich hier die Hand. Dort an der Felswand ist ein riesiges Frauenbild als Relief herausgearbeitet, das die Griechen als Mutter Kybele deuteten, das aber wahrscheinlich schon der babylonischen Kultur angehört und die finstere Göttin Astarte, in der Bibel Baals Gattin Astaroth, darstellt. Aus dem klassischen Altertum hat sich nichts erhalten. Als Kind der Gegenwart hastet die Lokomotive vorbei. Von hier bis zum alten Sardes, dem Regierungssitz der persischen Satrapen in der Zeit von der Zerstörung des Lyderreichs durch Kyros den Ältern bis zu der griechischen durch Alexander, hat sie nur 27 Kilometer. Sardes hatte auf einer kleinen Anhöhe eine Akropolis, die sich heute nur noch durch ihre Ruinen verrät. Zur Zeit Barbarossas, der hier verweilte, mag noch manches gestanden haben. Von der eigentlichen Stadt sieht man dürftige Trümmer eines Gymnasiums, eines Hippodroms, eines Stadions, eines Theaters und eines Tores der Stadtmauer — alle diese Bauten stammen wohl aus griechischer Zeit; ferner von einem römischen Tempel und byzantinischen Kirchen. Sehr bedeutend ist die Nekropolis der Stadt, auch sie ist natürlich in der Hauptsache zerstört. Das heutige Sart ist, obgleich Station an der Eisenbahn, ein elendes Türkendorf.

Ganz nahe, eine Station näher bei Smyrna, bei Kassaba, zweigt eine Bahn nordwärts nach Somma ab, von wo aus man jetzt die bequemste Verbindung mit dem nur wenig Meilen nordwestwärts liegenden Bergama, dem alten Pergamon, hat. Es wird wohl nicht lange mehr dauern, bis auch nach dieser durch die Ausgrabungen Humanns so berühmt gewordenen Stätte die Eisenbahn geht und sie mit gellenden Piffen aus dem tausendjährigen Schlaf aufrüttelt. Ohne sie schlummert im Orient alles ruhig weiter.

